

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

140 (18.6.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Freundschaft

Et guten Abend, Freund Wagner, woher kommt sie? — Woher, von der Heranbildung, Funktionäre, Komm. Wagner, mer achte ein trinken, bei der Mia, wir haben uns irgendwie lange nicht gesehen, und wir sind doch Freunde seit vielen Jahren.

Sowohl, nun sitzen wir bei der Frau Mia, Dachdecker Wagner und meine Menigkeft, norm Hause sitzen wir, nach der Straße aus, in der Raube — es ist plötzlich warm geworden, der Flieder ist aufgeblüht, wie reich und glücklich es duftet, im Kastanienbaum hiedel wahrhaftig schon 'n Grashopfen, Prost, lieber Wagner, auf alte Freundschaft! Der Wein ist gut und billig — billiger als Bier, das Glas Wein kostet nur zwanzig Pfennige, gewiss: wir trinken die Not der Wäner, aber wer hätte heute keine Not —

Leber den Himmel rufst du der halboolle Mond — wie er so blank ist, gerade so blank wie der Wein. Und so blank wie Wagners Augen. Freundschaft! Wir zwei alte Menschen sind mal wieder aneinander warm geworden — Wagner hat mir vom Kampf der Parteifunktionäre erzählt, alte Stimmung war da, harte Köpfe, brennende Herzen: rote Klippen sind diese Parteiführer, an denen das Piratenstiefel der Stillenfortjaren zerfallen wird, das Schlangenstiefel — Nein, nein sagt Wagner, die um Stillen kriegen uns nicht unter.

Und aus Kampfstimmung heraus stehen vor unserem Sprachrohr freundschaftliche innige Anreden, aus Wille und Energie geboren, aus all dem Unwetter des wirtschaftlichen Zusammenbruchs wird dennoch das Gut Wetter neuer Wirtschaftsbildung aufzuwecken — ja, gewisslich doch! Aber die kapitalistische Wirtschaft tut es nicht, der geistlich der Wiederaufbau nicht mehr — doch der Volksstaat, der wird das Wunder vollbringen: die Anfänge der neuen weltlichen Sozialwirtschaft! Volksbanken, Staatssozialismus — jawohl, wir lassen nicht locker. Frau Mia bringt uns noch zwei Glas von dem blauen Wein — und liebe Frau Mia, die runde Wirtin, die Witwe, sie ist eben so blank wie ihr Wein, blank wie der Mond ist sie — aber ihre Lippen brennen, rot wie droben am Himmel der Stern Venus, rot wie unsere Zigaretten.

Welch ein Glück, Wagner arbeitet wieder, den ganzen Winter hat er gefeiert, er, der Algelelle — Diabla, sagt Wagner, wußt Sie, Siedlungsarbeiter bauen wir, am Rande der Stadt, billige kleine Volks-Häuschen, Holzstämme, aber sie werden ganz mit Schiefer eingedeckt, die Häuschen — oben und ringsum. Und aus den Worten Wagners sehe ich die blauen neuen Schieferhäuser schon in der Sommerhitze alikern — Kinder singen im Hausgärtchen — Doch was das singt, das sind keine Kinder, da singt das Radio, Frau Mia hat es angefellt.

Dann kommen Nachrichten — durchs Radio — horrih, schon wieder ein politischer Mord. Gewalt: Mord heht in der Welt, daß und Gemeinheit, auch bei uns in Deutschland, die Stillenban- kieren — Aber neben all dem daß heht auch die Freundschaft, prott Wagner, wir bauen auf, die neue Ordnung, wir geben der Staat nicht aus der Volksband — der Staat sind wir selbst, wir wollen uns und dem Staat vertrauen, Arbeit! Freundschaft!

In die Nebenlaube hat sich ein Liebespaar gesetzt, sie zitiert sich aneinander wie zwei Vögel — und wenn ihre Meinungen aneinander klagen, ganz klar — dann ist es, als ob zwei Herzen sich berühren. Jawohl, Freund Wagner — auch noch die Liebe, zur Arbeit und zur Freundschaft — die Liebe ist der Gipfel des Vertrauens — sie segnet die Liebe.

Ein Auto jagt auf der Straße vorbei — boi, die wilde Jagd, warum die Gie? Das Glück will Zeit — und wir sind allidlich im Augenblick — als Freunde beinander, billiger erwidriglicher Welt. Ja, aber hier ist nicht das Ende der Welt, in China blühen kriegerische Willkür, die Mandchuren, Südamerika, Wänerren über fruchtbare Weide; in Peru werden meuternde Matrosen erschossen. Und dennoch, nicht der Haß ist der Sinn des Lebens — sondern dies: Freundschaft! Mia, komm noch mal her —

Max Dorn.

## Deutsche Art

Von Fritz Müller Chemnitz

Frau verm. Rechnungsrat Gründlich ist eine unangenehme Zeitgenossin. Ihre Zeit verbringt sie mit Säubern ihrer Wohnung, mit Pflege einer Kake, eines Papageis und eines Kanaris und mit Gefelligkeit. Ihr Bekanntes und Verwandtenkreis ist sehr groß. Jedermann liebt sie lieber eben als kommen; denn sie hat eine gar hohe Junge. Die kleinste Unordnung im Haushalt bemerkt sie. Obwohl sie nie Kinder hatte, versteht sie sich gründlich auf sie. Obwohl sie nie einen Mann geheiratet hat, versteht sie sich auf die Kindererziehung, was sie dadurch beweist, daß sie an sämtlichen Kindern, die sie kennt, eine Menge auszusprechen hat. Ihr Glauben ist ungläublich verächtlich, und wehe der Hausfrau, die den Kaffee nicht hart genug kocht, ihr keine Sahne vorsetzt, die nicht erstklassiges Gebäck aufträgt, ufm. usw.

Seit einiger Zeit steigt sie, wenn sie nur so in Lederkissen schmeißt, über die Begehrtheit des heutigen Geschlechts zu jammern, die einfache Lebensweise zu preisen, die zu ihrer Zeit üblich war, und zu predigen, daß wir, wenn wir vorwärts kommen wollen, so inartlich sein müssen, wie es unsere Urgroßeltern waren.

Als sie einmal im schönsten Reden war und sich dabei an Schlangensöhne und Schokolade gütlich tat, hat mein Freund Valentin Seigerichmidt, unaufführbare Arbeit vortäuschend, um Entschuldigung und soz. sich in sein Zimmer zurück. Er ließ aber die Verbindungstür offen, daß er alles hören konnte, und stenographisch die Kernstellen der Rede gewissermaßen nach.

Wierzehn Tage später fand ich Frau verm. Rechnungsrat Gründlich wieder zu Besuch ein.

Seigerichmidts Gattin war vom Einkufen noch nicht zurückgekehrt; und der Hausherr empfing den Besuch selbst. Mit der Rechten drückte er die Hand der Frau Gründlich so herabhaft, als er nur konnte, während er ihr mit der Linken einen kräftigen Schlag auf die rechte Schulter verleierte und dazu sagte: „Willkommen, deutsche Volksgenossin!“ Beim Ablegen von Hut, Boa, Stadtkoffer, Schirm und Mantel aber half er nicht, sondern hielt dafür folgende Rede:

„Was, Sie haben schon wieder einen neuen Hut? Ein einfaches Rocktuch würde in unsere schwere Zeit wohl besser passen! — Und ein teures Fell können Sie sich auch um. Sätten Sie keinen so sündhaft tiefen Nützensausmitt, dann würden Sie bei dem bishigen Regenwetter nicht gleich frieren! — Sagen Sie mal, was ist das denn für eine Karikatur von Regenstirn? — Warum tragen Sie kein ehrliches Netz, in das Sie Ihre paar Habseligkeiten tun können? — Ich glaube gar Sie machen auf Ihre alten Tage die Mode der Kuffenstiel noch mit? — Und was haben Sie denn für Stöckelschuhchen drunter? — Wir kommen nur dann vorwärts, wenn wir bei schönem Wetter Sandalen tragen und, wenn es regnet, ordentliche Schaffstiel! Darf ich Ihnen ein Paar ehrlische reanne, ordentliche Schaffstiel anbieten, oder, wenn ein Paar ehrlische deutsche Lederhauschuhchen anbieten, oder, wenn ein Paar ehrlische deutsche Holzspantoffeln? — Und nun haben Sie auch noch solche ekelhafte haudühnliche Horstimpfen an! Meine selbige Grobmutter trug bis zu Ihrem Tode nur selbstgefridete Strümpfe...“

Da kam Frau Seigerichmidt und nahm ihrem Gatten die Aufgabe ab, den Besuch ins Sozietätenzimmer zu komplimentieren.

Sie trug schlichte Steinhauffassen auf, und legte ganz einfache Bekleide und ein paar Holzbreitern auf den nur mit Wasserloch abgedeckten Tisch. Als Frau Gründlich sich mit ihr unterhalten wollte, der Hausherr fragte, ob er rauchen dürfte. Ein vortiges „Bitte!“ war die Antwort. Da holte er mit den Worten „Kahs Wis-mards Vorbild!“ eine riesige Pfeife hervor, füllte sie mit Tabak und blies die Rauchwolken in Luft. Frau Gründlich sagte: „Wollen Sie nicht lieber eine Havana rauchen?“ — „Was?“ war die Antwort, „ich soll Geld ins Ausland schaffen?“ — „Nein, ich rauche nur noch deutschen Tabak. Er ist in der Ufermarkt gewachsen!“

Die Frau verm. Rechnungsrat war einer Obmacht nahe und brachte ein winsiges Riechfläschchen hervor. „Gestatten Sie!“ sagte Seigerichmidt, sah das Fläschchen an und warf es mit den Worten: „Aus Paris! — Pfui!“ zum Fenster hinaus.

Da brachte Frau Seigerichmidt den Kaffee und ein Körbchen voll dicke Schnittten ganz schwarzes Roggenbrot. Außerdem stellte sie Butter und eine Schale Apffel auf den Tisch. Die Besucherin kostete den Trank. Ehe sie aber etwas sagen konnte, meinte die Hausfrau: „Gebranntes deutsches Korn!“ Ihr Gatte setzte hinzu: „Bitte zulangen! Das ist Brot aus deutschem Roggen. Der meiste Weizen stammt aus dem Ausland!“ Und als die Frau Rechnungsrat einen Apffel recht bedenklich ansah, da belehrte sie Frau Seigerichmidt: „Wenn der Apffel auch wurmfressig ist und ein paar Nieten aufweist, so stammt er doch bestimmt von einem deutschen Apfelbaum!“

„Was sonst nie vorkam, wurde Ereignis: Frau verm. Rechnungsrat hatte keinen Appetit. Sie fragte den Hausherrn, ob er nicht ein bißchen musizieren wolle. „Am liebsten etwas von Chopin!“ leitete sie hina. Aber es wurde ihr der Besuch: „Wir spielen nur deutsche Kunst!“, und sie mußte Joh. Seb. Bachs G-Moll-Suite, eine Beethoven-Sonate, die sie fürchterlich langweilte, und Mozarts A-Dur-Variationen über sich ergehen lassen.

Es wurde Abendbrockzeit.

Die Hausfrau fragte so harmlos, als nur möglich: „Haben Sie einen besonderen Wunsch?“ Der Besuch flüster: „Wie wärs denn mit einem Täßchen Kaffee? Oder mit einem Gläschen Samsos? Haben Sie noch die prächtigen Desserttorten?“ Der Hausherr aber sprach bestimmt: „Das sind alles ausländische Lederbissen, für die ein guter Deutscher keinen Pfennig übrig haben darf!“ Und die Hausfrau ergänzte ihn: „Heute abend gibt es deutsche Butterbrot mit selbsterbautem deutschen Schnittlauch, deutschen Käse und deutschen Brombeerbattertee. Wenn Sie aber deutsches Münnbier lieben, werde ich einen Krug voll holen!“

Da fiel Frau Gründlich plötzlich ein, daß sie doch den Deutschen Abend im Hausfrauenverein besuchen wollte, und verabschiedete sich sehr kühl.

In ihrem Innern kochte und wackte es. Sie nahm sich vor, Seigerichmidts im ganzen Ort unmöglich zu machen. Aber sie erlebte merkwürdige Dinge. Wohin sie auch zu Besuch kam, überall wurde — wertigstens so lange sie anwesend war — teufliche Art gepflegt!

## Aphorismen

Liebe kann nicht künstlich erzeugt werden, sondern muß angeboren sein.

Ist wirkliche Liebe einmal vorhanden, so heißt sie auch, sofern die gegenseitigen Gefühle stets die gleichen bleiben. Gegenfeitiges Vertrauen überbrückt manche Zwistigkeiten, die leicht aus großer Liebe, in Verbindung mit Eifersucht, entstehen können.

Freie ist kein Wechsel auf Sicht, da sie unbesahlbar ist.

Für einen klaren Blick in die Zukunft braucht man keinen Optiker.

Ein Herz und eine Seele wohnen in zwei liebenden Menschen. Vom anatomischen Standpunkt aus ist dies wohl merkwürdig, aber doch ist es so.

Eine Heirat muß wohl überlegt sein, obwohl sie nur ein Rosen-sprung von Eltern zu Schwiegereltern ist.

Zum Verlieben gehört nicht viel, zum Verloben Geld und Geduld und zum Heiraten Mannesmut.

Wahre Herzensbildung lernt man nicht in der Schule, sondern in der Hochschule des Lebens.

Gefühl ist der Pulsschlag des Körpers und der Seele.

Der Tod ist der größte Feind der Liebe, da die Liebe über den Tod stets Sieger bleibt.

## Heiterer Roman eines Großstadthundes

JOH. FERCH

# PURZL

Copyright 1931 by Verlag Dr. Rudolf Engel, Wien

Meine Befürchtungen hinsichtlich der Anwesenheit einer Frau sind bestätigt. Das Heim wird nur noch von einem Maler bedient. Die Tochter der Nachbarin, ein munteres, blondes Ding, räumt morgens das Zimmer auf, sonst bleibt es frei von Frauen.

Der Maler Wunderer ist ein junger Mann mit blondem Kauskopf und — wie der Geiger sagt — von unvernünftlichem Glauben an die Zukunft. Zwei Extreme leben hier beisammen. Der Musiker, ein Virtuose und Komponist, der nur in Erinnerungen, also in der Vergangenheit lebt, der Maler, der in der gegenwärtigen wirtschaftlichen Beschränkung nur einen flüchtigen Zwischenzustand erblickt und die Zukunft mit dem Zaubermantel unzähliger Wünsche und Erwartungen einhüllt.

In beider Herzen und Sinnen wohnt die Anacht zu einer Östlin: zur Kunst.

Der Geiger sagt, in einen roten Plüschfanteuil zurückgelehnt: Die Gegenwart ist des Kunstverständnisses verlustig geworden.

Die Menschen unserer raschlebigen Zeit ahnen nicht, um wieviel sie ärmer werden. Die alte Generation kennt die Wundergabe der Stunden, die, von der Kunst geweiht, uns in ein Traumland süßerer Freude führen und alle Edeenschwere von uns lösen. Der Lärm statt der Weisheit, Dissonanz statt Harmonie, der Abhythmus statt der Melodie — die Gegenwartsmenschen im Kulturabstieg.

Der Maler kämpft gegen den Pessimismus des Alten an:

„Was wir erleben, ist das Uebergangsstadium zwischen zwei Entwicklungsphasen. Die Klärung muß kommen. Das Ringen nach neuen Etil- und musikalischen Ausdrucksformen kann nur mit dem Siege des Schönen enden. Die Menschen werden, enttäuscht von den Experimenten der Nichtstümer, wieder zur Kunst als dem höchsten Ausdruck geniesenden Lebens zurückfinden. Profestieren einmal Augen und Ohren gegen die Mißhandlungen durch die Stümper, die den Schund als neue Wege der Kunst einschmuggeln, wird die Wandlung kommen.“

Der Alte widerspricht in der Resignation des müde Gewordenen. Er nimmt die Geige und führt in liebender Hinablung den Bogen. Belligkeit weicht unser Heim.

Ich weile zwischen Himmel und Erde. Die noch vernahm ich solche Worte himmlischer Lobpreisung der Kunst und des Schönen,

lernte freilich auch noch nie die Entbehrungen des idischen Lebens so scharf kennen. Das Geigenspiel ist wohl schön, so wie die begehrtesten Worte, aber essen muß man auch, und zwar genügend.

Darauf scheint der Herr zu verzeihen. Das Knurren der Mägen ist nicht selten stärker als die Saitentöne. Sonderbarerweise vergißt sich auch der Maler, der meist erst spät abends nach Hause zurückkehrt. Meine Rettung ist die Nachbarstochter. Ohne sie wäre ich bereits verhungert und verdurstet.

Ich bezwinde mich, nicht an das Café zu denken, denn dann quält mich der Hunger noch ärger.

Ja, ich will mich bemühen, dem Künstlerpaar in der idealen Weltfassung gleichzuerenden. Doch ist der Magen eben ein Deqqan, das sich um Geistiges nicht kümmert, sondern die natürliche Funktion betätigen will. Dazu sind reale Dinge nötig. Das übersehen, glaube ich, die geistigen Menschen.

Im Zimmer herrscht Dämmerung, gemildert durch die reflektierenden Lichter der Straße. Man hat wegen Nichtbezahlung des elektrischen Stromes die Leitung gesperrt. Der Geiger schweigt, der Maler tobt, ich liege in von Hungererschwäche hervorgerufenem Halbschlummer.

Draußen klopft es. Consi stürze ich zur Türe, heute bin ich zu schwach.

Ein fremder Mann tritt in das dunkle Zimmer. Auch ein Künstler. Ich erkenne es an der Erdtrüchtheit in seinen Augen. Um den Mund liegt jedoch ein bißchen Alltagsgenießen, in der Stimme klingt es stählern von Mut, Entschlossenheit und Kampfbereitschaft. Er setzt sich auf den Tisch und fährt sich durch die dichten Haare.

„So geht es doch nicht weiter. Das müßt ihr einsehen. Wenn wir die Hände in den Schoß legen und auf die Renaissance der Kunst warten, sind wir bald erledigt.“

Der Geiger seufzt:

„Was tun?“

Der Maler sagt heftig:

„Ueberhaupt etwas tun! Heute habt ihr kein Licht, morgen nichts zu essen, übermorgen bringt man euch auf die Anatomie. Kanx, du mit deinem Spiel und hungert! Lächerlich.“

Der Musiker seufzt:

„Fast alle Theater sind geschlossen, es gibt keine Konzerte, die Tonfimos nehmen uns die letzte Möglichkeit. Laufende taufen sich um das bißchen Notenscheißer. Ich sehe keinen Ausweg.“

Der Maler flucht:

„Bei uns ist's nicht anders. Wer kauft Bilder? Niemand. Die früheren Mägenaten sind tot oder in Verforgungsbüchern, die neuen Reichen sind im Ausgleich. In den Blättern findest du nur mehr Photos. Soll ich Zimmermaler oder Anstreicher werden?“

Der Fremde antwortet nicht. In dem Schweigen knurren die Mägen, die Notsignale eines vergewaltigten rebellierenden Organs. Des Musikers elegische Stimme klingt aus dem Dunkel:

„Die Schlichtheit erschlägt die Kunst.“

Der Fremde springt vom Tisch und tritt zum Fenster. Draußen

braust und atmet rasselnd die Großstadt. Nach einigen Minuten wendet er sich mit einem Ruck um.

„Für uns, die wir an der Kunst nicht verzweifeln wollen, darf kein Opfer zu schwer sein, um uns ihr zu bewahren. Der Sommer ist in der schweren Zeit das Gefährlichste. Wir müssen über ihn hinwegkommen. Der Herbst bringt Rettung. Kanx, ich mache die einen Vorschlag. Aber brause nicht auf. Verspricht du es mir?“

„Ja.“

„Dann höre. Vergiß die Vergangenheit, nicht für immer, nur für Stunden. Nimm deine Geige, gehe in die Höfe, dein Hund soll dich begleiten, lehre ihn, den Hut oder eine Schachtel zu halten.“

Der Geiger springt auf:

„Wernhardt, das wagst du mir zu sagen?“

Der Fremde setzt sich wieder auf den Tisch.

„In wärmster Freundschaft und Verehrung. Und im Dienste der Kunst. Lebst du so weiter, so gehst du zugrunde. Seien wir doch uns gegenüber selbst wahr. Dienen wir nur dann der Kunst, wenn wir vor satten Parkettreihen musizieren? Können wir nicht auch den vielen Entbehrungen Köstliches schenken? Es wäre zu untersuchen, wo die Kunst mehr ihre Aufgabe erfüllt, Schönheit in das Leben zu bringen.“

„Und Nahrung.“ möchte ich einwerfen, „endlich einmal wieder ordentliche Nahrung. Ich bin zu allen bereit.“

„In die Stille weicht es wie ein laßes Weinen. Es ist das schwere Atmen des Geigers. Der Fremde ist ein radikaler Arzt. Und doch ist das beste, tiefste Mitleid die Hilfe, ein guter Rat.“

Der ehemalige Virtuose — ein Straßenmusikant!

„Ahnlich spricht dies der Geiger aus. Wernhardt bemerkt dazu: „Es sind nur künstliche Begriffe, die am Wert nichts ändern.“

Der Strich und das Können bleiben die gleichen Früchte deiner Kunst. Der Begriff Straßenmusikant ist nur durch die Stümper entstanden. Entfühne ihn durch deine Kunst!“

Wernhardt lacht:

„Man heißt uns Künstler Bohemiens, Revolutionäre, Freie. Ein Jertum. Wir sind das Gegenteil, sind Reaktionen, Starre, Gefangene unserer Erinnerungen und Erlebnisse. Jergend eine Laune des Schicksals trug uns zu Höhepunkten empor, auf denen wir ob des unerreichten Erfolges schwindelnd standen. Und stehen bleiben wollen für immer. Weil die Welle zurückdebt, sammeln wir nach der Höhe und werden lebensunfähig, starren nur immer nach der Höhe, indessen tatlos das Leben vercinnt. Die Gegenwart duldet aber keine Tatlosen und zerreißt sie. Ich denke dabei an einen Spieler, der ein Los gewann und seinen Besitz im Bestreben vergeudet, wieder zu gewinnen.“

Der Fremde entzündet sich eine Zigarette:

„In der Zeit der Mechanik kann es keine Träumer mehr geben, wie auch kein Manna vom Himmel fällt. Kanx, überlege. Auf Wiedersehen!“

Wernhardt tastet sich durch das Zimmer, die Türe fällt zu.

Schweigen, schweres Atmen. Im wütenden Hunger schlafe ich

(Fortsetzung folgt.)